

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 1

Artikel: Zensur und Kino
Autor: Bonn, Ferdinand
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-719137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zensur und Kino.

(Von Ferdinand Bonn.)



Folgenden Artikel entnehmen wir der „Berliner Internationalen Film-Zeitung“. Wenn auch dieser Artikel sich in erster Linie nur mit den Berliner Verhältnissen beschäftigt, so findet der geistreiche Autor doch eine Reihe von Pointen, die auch für unsere Leser von allergrößtem Interesse sein dürften. Wir glauben daher, unsern Lesern eine Freude zu bereiten, wenn wir die Ausführungen von Ferdinand Bonn hier wiedergeben.

Mein Vater schenkte uns Kindern einmal zu Weihnachten ein Puppentheater. Es war wunderschön: mit korinthischen Säulen und einem roten Vorhang. Die Darsteller in prächtigen Gewändern lagen steif und teilnahmslos herum. Nachdem wir das herrliche Geschenk gebührend bewundert hatten, wandten wir unsere Aufmerksamkeit auf eine runde Pappschachtel, welche auf einer Drehscheibe stand und merkwürdige Schlitz, wie Schießscharten besaß. Innen waren Papierstreifen, auf denen Männerchen gemalt waren. Stets dieselben, aber immer ein wenig veränderte Stellung. Drehte man die runde Schachtel, so wurden sie lebendig und hüpfen übereinander weg. Unser Vater erklärte uns das als „optische Täuschung“. Es sei ein Scherz, und wir sollten lieber ein schönes Theaterstück aufführen. Es ging uns aber wie den dramatischen Autoren der letzten Jahrzehnte: Es fiel uns nichts ein. Dagegen wurde die Pappschachtel unser Liebling.

Hätte damals jemand geahnt, daß hier die Wurzel der lebendigen Photographie sei, die einst Milliarden umsetzen würde?

Die Zensur macht es so wie unser Vater. Sie sagt: „Kinder, spielt doch lieber Theater. Das Kino ist ja nur eine optische Täuschung!“ Das Publikum will aber von

seiner Pappschachtel nicht lassen. „Gut!“ meint die Polizei, „aber ihr dürft nur brave Männerchen hüpfen lassen!“

„Das geht nicht“, erwidern wir. Denn eben der Kampf zwischen Ahriman und Ormuzd, zwischen Gut und Böse und die unzähligen Konflikte, die er mit sich bringt, sind das Endziel aller tragischen und komischen Dichtung, und darin, daß dies nur gespielt wird und nicht wirklich ist, liegt ja nach Lessing die ethische Reinigung.

„Schön“, sagte der Zensur, „dann laß du morden, aber hinter dem Kulissen, wie im „Wallenstein“!“

„Gut“, sagen wir, „sehr gerne, wenn es geht.“ Es geht aber nicht immer! Es geht sogar auf der Bühne nicht immer, wo man doch die Möglichkeit der Erzählung hat. Beim Kino kann der ohnehin störende Text unmöglich alles ersetzen.

Ohne Verbrechen, ohne das Böse ist das Leben nicht zu schildern, ohne Schatten kein Bild zu malen. Einzig und allein kommt in Frage: „Welches ist die Wirkung? Und welches ist die Tendenz?“

Hier kommt nun für den Zensur eine große Schwierigkeit, denn ebenso, wie es im Rechtsleben möglich ist, durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen, ebenso kann man ohne jede Note das unmoralische Stück schreiben. Der Zensur findet nichts, was zu verbieten wäre. Aber die Zensurabazillen sind doch darin und wirken weiter.

Die Unzufriedenheit mit der Zensurbehörde ist ganz unberechtigt. Man stelle sich einmal vor, wie furchtbar es wäre, wenn wirklich nur Künstler — wie man es oft gewünscht hat — über die Kunst zu urteilen hätten. Wenn wir nicht einseitig, nervös, selbstüchtig, große Kinder wären, dann wären wir eben keine richtigen Künstler. Es ist schon besser, so wie es ist. Ein Mann, wie Herr von Glasenapp z. B. wäre einfach unerseßlich. Seine Engselgeduld und sein aus dem Innern hervorkommendes Wohlwollen, seine lange Erfahrung und sein tiefes Verständnis für alles Künstlertische sind bekannt. Welche Nervenkraft aber dazu gehört, den unzähligen Leuten standzuhalten, die ihre

1

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dämmernden Nächten.

Roman von A. Wotho.

Copyright 1910 by Anny Wotho, Leipzig.

Wie starre Träume ragen die aschgrauen Felsen des Nördals in die blaue Sommerluft. Oben auf den steilen Höhen leuchtet der Zebrafahne, und in den Schluchttälern schimmert wie blaugrünes Edelgestein das Gletschereis. Zu Füßen dieser wilden Felsenwelt, über welcher ein Schweigen voll Trauer und Größe lagert, atmet im grünen, schimmernden Licht der Nördalfjord. Wo seine Wellen weißbrandend über die Ufer peitschen, liegt in einer weiten Bucht zwischen schroffen Felsen in beschaulicher, vornehmer Ruhe und tiefster Einsamkeit ganz in grünen Wiesenrund und wogende Kornfelder gebettet, ein stattlicher Gard.

Der Ramsahof ist's. Seit uralten Zeiten steht er an dem dunkelgrünen Fjord trübsig und starr, als wolle er den Weg sperren, der aus der finsternen Felsenschlucht in das sonnendurchleuchtete Hochgebirgstal führt, das sich hinter Stahlheim nach dem lieben Vof herniederlenkt.

In den grauen Dämmernden Nächten, die in Norwegen nicht Tag und nicht Nacht sind, über denen tiefe, geheimnisvolle

Schleier weben, die oft ein gespenstiges blaues Licht über die dunklen Felsen werfen und die stillen Fjorde in zarten Düst hüllen, in jenen Nächten, da die Sonne nicht untergeht und noch um Mitternacht ihre Klammekreise zieht, da, so erzählen die Fischer, gleitet oft ein geheimnisvoller dunkler Schatten um den Ramsahof.

Ein Mann ist's, der lautlos das Haus umschreitet. In jedes Fenster blickt der dunkle Gast, an jede Tür legt er die geisterhaft bleiche Hand, als begehre er Einlaß, um dann lautlos im Morgennebel zu verschwinden.

Im Ramsahof lächelt man, wenn die Knechte und Mägde erzählen, die Fischer berichten, sie hätten den dunklen Gast wieder im Dämmerlicht gesehen. Der Ramsahof empfing keine Gäste, weder bei Tag noch bei Nacht. Nur einige Male hatte eine bleiche Knochenhand Einlaß begehrend an die Pforte geklopft. Das war zuletzt damals, als der Hofbesitzer Jörn's Skarre sich zur letzten Reise anschickte, von der es keine Wiederkehr gibt.

Er hatte still dazu gelächelt, als es an seine Türe pochte, denn er kannte den Ruf. Damals, als seine erste Frau sterben wollte, hatte er so deutlich den Schatten gesehen, der um das Haus schlich, und er hatte das Klopfen gehört in der grauen Nacht, die keine Nacht war, und er hatte gewußt, wer der Gast war, der Einkehr hielt im Ramsahof.

Und dann nochmals, als er den einzigen Sohn verstitzte, weil der dumme Junge nicht leiden wollte, daß er ein anderes Weib an die Stelle seiner verstorbenen Mutter setzte, hatte er auch den Schatten gespürt, der über den

Sache bei ihm durchsetzen wollen, davon haben weitere Kreise keinen Begriff. Alle hört er an, bleibt immer ruhig und gerecht. Er versteht und hilft, wo er kann.

Ob man „oben“ eine solche jahrelange Tätigkeit, die, nur als Nervenleistung betrachtet, bewundernswert ist, voll würdigt, ist zweifelhaft, sonst würde die Zensur nicht so arg überlastet! Darin liegt auch der Schlüssel, warum manchmal eine ganz harmlose Sache verboten wird und ein giftiges Zeretzungsprodukt durchschlüpft. Der Polizeirat Müldner z. B. muß täglich etwa 4000 Meter Films zensurieren! Es ist unbegreiflich, wie man da noch freundlich und wohlwollend sein kann, wie der Genannte, obwohl er eine Zeit lang schwer krank wurde durch die Übermüdung. Nein unsere Zensur liegt in den Händen von hochgebildeten, humanen und tüchtigen Männern. Aber man versuche einmal, eine Woche lang neben dieser aufregenden Tätigkeit für Augen und Gehirn noch die Interpellationen der Fabrikanten und Verleiher anzuhören, und man wird begreifen, was diese Herren leisten.

Es wären zwei Dinge nötig:

Die Herren Zensoren müßten entlastet — und sie müßten ganz freigemacht werden. Was ein gebildeter, wohlwollender Mann für richtig hält, ist ganz gewiß richtig.

Wenn er aber eine feste Norm vorgeschrieben bekommt, so liegt es auf der Hand, daß vieles auf das Prokrustesbett kommen muß. Wenn einfach befohlen ist, „Verbrechen dürfen nicht geschildert werden“, so muß man auch die tragische Kunst von Sophokles, Shakespeare und Schiller streichen!

Der Zensor müßte frei sein, nicht nur über das „was“, sondern auch über das „wie“ zu urteilen. Dann müßte er nicht 4000 Meter täglich beurteilen.

Das Bilderbuch des Kinos ist ganz gewiß ebenso wie das Theater eine Notwendigkeit. Ich habe von Viktor Hugo aus seinen „Misérables“ einen viel schwächeren Eindruck erhalten im Buch als in dem Film, den ich einmal in Kairo sah. Das Gleiche war der Fall mit Sudermanns „Geschwister“, die Oswald als „Geschichte der stillen Mühle“

Ramsjahof die Todesichel schwang. Aber er war draußen geblieben, der dunkle Gast, als der Besiegte in dem Kampf, auf Leben und Tod, der im Ramsjahof gekämpft wurde.

Der Junge war auch zu rabiat gewesen, so ohne Einsicht und so ganz ohne Liebe, nur voll Haß gegen die Frau, die das alternde Herz Jörns Skaares in gutvoller Leidenschaft gefesselt hielt.

Jörns Skaares hatte es nie verwunden, daß er den einzigen Sohn verloren. Oft in stillen, schlummerlosen Nächten hatte er gemeint, sein Einziger, Sverre, streiche um das Haus und denke seiner in Liebe. Und doch war Sverre durch Meere und Länder von ihm getrennt, vielleicht war er auch schon tot und es gab kein Band, welches das Herz wieder zum Herzen zwang.

Und zuletzt noch einmal hatte Jörns Skaare den dunklen Gast nahen gefühlt, der so gebieterisch Ragnit forderte. Das war in der Nacht, als sein junges Weib einem Kinde das Leben gab, der kleinen Magna, der Mutter Ebenbild, das seine Älteste, seine Jungvelde, so stumm und still an ihr Herz nahm. Da hatte Jörns Skaare zum erstenmal mit dem dunklen Gast gerungen. Er sollte, er durfte nicht über die Schwelle, durfte nicht das heißgeliebte Weib nehmen, das seinem alternden Leben alle Wonnen der Jugend gab.

Aber der Gefürchtete, der den Ramsjahof in der stillen Nacht aufsuchte, hatte so befehlend die dürre Hand ausgestreckt und sie kalt und hart auf das blondhaarige Haupt des jungen Weibes gelegt, das verblaßt war, wie eine welkende Rose.

mit so viel dramatischem Talent und künstlerischem Geschmack verfilmt hat.

Also nicht weniger Zensur! — Nein! Mehr Freiheit, mehr Lust dem Zensur! Sobald er selbst vom starren Buchstaben befreit ist, hat der Film auch mehr Raum, seiner Bestimmung zu genügen — den Menschen Freude zu machen!



Mit dem Kurbellkasten in der Schlachtfrent.



Einen Lichtbildervortrag über die Ereignisse auf dem östlichen und westlichen Kriegsschauplatz zu hören, war einer zahlreichen Gesellschaft von Mitgliedern der hiesigen amerikanischen Kolonie im Festsaal der Handelskammer zu Berlin vergönnt. Oberstleutnant Edwin Emerson, ein bekannter amerikanischer Militärschriftsteller und Kriegsrespondent, benutzte seinen verübergewandten Berliner Aufenthalt dazu, seinen hier weilenden Landsleuten einen Einblick in das große Völkerringen zu verschaffen, das sich nun schon seit mehr als vier Monaten im Osten und Westen von Europa abspielt. Das Amerika-Institut und der deutsch-amerikanische Wirtschaftsbund hatten die Vorbereitungen für diese bemerkenswerte Veranstaltung getroffen, der die Berliner Handelskammer ihre vornehmen Räume gastlich zur Verfügung stellte. In der überaus zahlreichen und auserwählten Versammlung bemerkte man die Vertreter fast aller Regierungen der neutralen Staaten unter Führung des amerikanischen Botschafters, der mit sämtlichen Herren der Botschaft und deren Damen erschienen war, ebenso waren das amerikanische Generalkonsulat und viele Auslandskonsulate vertreten. Von der

Ein Grauen hatte Jörns Skaare vor dem unheimlichen Gast übermannt, der ihm sein Liebste genommen, und doch hatte er dann Jahr um Jahr auf ihn gewartet, wie auf einen langersehnten Freund. Wenn die Knechte und Mägde mit gruseligem Behagen von der schwarzen Gewalt erzählten, die über den blauschimmernden Fjord glitt und um das Haus strich, dann lächelte Jörns Skaare, und er wartete, ob der jetzt Willkommen nicht anklopfen würde mit knöcherner Hand. Und als er endlich kam, der Erwartete, da öffnete ihm Jörns Skaare weit die Pforte, um ihn einzulassen. Er legte sich lächelnd in die Arme des Knochenmannes, der ihm ernst und befehlend winkte. Freundestreue in dem hohlen Blick, in der es sich gewiß sicher und geborgen schlief nach der Pilgerfahrt des Lebens.

Seitdem der dunkle Gast Jörns Skaare heimgeholt, hatte niemand wieder auf dem Ramsjahof die schwarze Gestalt gesehen, die nach den Fischesagen im Dämmerlicht das Haus umkreisen sollte.

Jungvelde Skaare, die älteste Tochter Jörns Skaares, hatte sich auch solche Schwärzereien sehr energisch verboten.

Sie stand auf sehr realem Boden, die rothaarige Jungvelde mit den großen, hellen, etwas harten, grauen Augen, und glaubte weder an Gespenster, noch litt sie an Ahnungen. „Streng und gerecht“, war ihre Lebensdevise, und während der letzten zehn Jahre, seitdem sie auf dem Ramsjahof das Zepter führte, waren, wenigstens in ihrer Gegenwart, all die geliebten Gespenstergeschichten der Leute gründlich verstummt.